

Nro. 13. Sonnabend, 12. Februar. 1831.

# Der Spiegel

für



## Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminirtes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerord. Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. E. M. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Osn, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

### Der eiserne Kerker.

Das Schloß des Fürsten von Tolst stand auf dem Gipfel des künftigen, jähren Felsens der Scylla und überschaute Sicilien in aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Hier wurden in den Kriegen des Mittelalters, wo feindselige Faktionen die fruchtbaren Thäler Italiens verwüsteten, solche Gefangene eingeschlossen, für welche man ein hohes Lösegeld forderte; hier wurde aber auch in einem tief in den Felsen eingehauenen Kerker das unglückliche Opfer festgehalten, das Rache, blutige, nie rastende Rache eines italienischen Herzens verfolgte.

W i v e n z i o, edel und großmüthig, furchtlos in Kampf und Schlacht, der Stolz Neapels in den sonnigen Stunden des Friedens, der junge, tapfere, stolze Wenzio unterlag seinem schlangenklugen Feinde. Er war Tolst's Gefangener und schmachtete in dem einsamen von Felsen umgürteten Kerker, dessen Thor ein darin eingeschlossener nicht zweimal öffnen sah.

Er glich einem großen Käfige; denn die Decke, der Boden und die Wände waren von Eisen. Hoch oben lief eine Reihe von sieben vergitterten Fenstern hin, welche dem Lichte und der Luft Eingang gestatteten. Außer diesen und der gewaltigen Flügelthüre, welche mitten unter ihnen sich befand, unterbrach keine Spalte, keine Ritze, kein Vorsprung die glatte schwarze Fläche der Wände.

Eine eiserne Bettstelle, mit etwas Stroh darin, stand in einer Ecke und daneben ein Krug mit Wasser und eine Schüssel mit grober Speise.

Selbst das unverzagte Herz Divenzio's hegte, als er in das grausige Gemach trat und die gewichtige Thür von den schweigenden Männern, die ihn hergeführt hatten, dreifach verschließen und verriegeln hörte. Ihr Schweigen schien ihm sein Schicksal zu verkünden; denn es erinnerte ihn an das stille Grab, das für ihn bereitet war. Seine Drohungen und Bitten, sein Verlangen nach Gerechtigkeit, seine ungedulbigen Fragen über sein Geschick — alles war vergeblich. Die Männer hörten ihn an, aber sie antworteten ihm nicht.

Wie furchtbar tönte der Schall ihrer immer mehr sich entfernenden Schritte in seinem Ohre! Als das schwache Echo in den gewundenen Gängen immer mehr erstarb, da sagte ihm sein ahnender Geist, daß niemals das Angesicht, die Stimme, der Schritt eines Menschen seine Sinne wieder grüßen würde; daß er zum letztenmale menschliche Wesen gesehen, zum letztenmale seine Augen an dem herrlichen blauen Himmel, an der lachenden Erde, an der schönen Welt, die er so liebte und deren Liebling er gewesen, erfreut habe; daß hier sein Leben enden müsse, ein Leben, das er nur erst zu genießen angefangen hatte. Und wodurch sollte es enden? durch verborgenes Gift? durch mörderischen Ueberfall? Nein — denn dann hätte man ihn nicht hierher zu bringen gebraucht. Hunger vielleicht! ein tausendfältiger Tod in einem? Es war schrecklich, dies zu denken, aber noch schrecklicher, sich lange, lange Jahre der Gefangenschaft in dieser ungehörten Einsamkeit, in dieser furchtbaren Stille auszumalen.

Es war Abend, als Divenzio in seinen Kerker trat und der Schatten der Nacht hüllte ihn in völliges Dunkel. Keine tönende Glocke vom Schlosse oder von einer benachbarten Kirche oder einem Kloster berührte sein Ohr, wie auch die Stunden abfloßen. Oftmals stand er still und lauschte, ob er nicht ein Zeichen von menschlicher Nähe erkennen könne; aber die Debe der Wüste, die Stille des Grabes sind nicht so tief und grausend als die gänzliche Einsamkeit und Verlassenheit, die ihn umschloß. Der letzte Funke Muthes und der Hoffnung erlosch und er warf sich traurig und niedergeschlagen auf sein Lager von Stroh. Der wohlthätige Schlaf nahm ihn nach und nach das Bewußtsein des Elends und fröhliche Bilder gaukelnder Träume zeigten seinem Geiste Szenen, die ihm einst lebensvolle Wirklichkeit gewesen waren, und in deren entzückender Täuschung er bald vergaß, daß er Tullio's Gefangener sei.

Als er erwachte, war es völliger Tag; aber wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht. Es konnte früher Morgen oder später Mittag sein; den er vermochte die Zeit durch nichts als durch Licht und Finsterniß zu messen. Er untersuchte seinen Kerker bei dem hellen Lichte des Tages genauer, aber er fand nichts weiter als die trübe Bestätigung, daß zu entkommen hier völlig unmöglich sei. Als jedoch seine Augen rund herum, von einer Stelle zur andern wanderten, bemerkte er zweierlei, das sein Erstaunen und seine Neugierde erregte. Der Wasserkrug war, während er schlief, von seiner Seite genommen worden und stand jetzt an der Thüre. Es war also Jemand in der Nacht bei ihm gewesen. Aber wie konnte die Person hereingekommen sein? Sollte er so fest geschlafen haben, um das Aufschließen und Öffnen der schweren Thüre nicht zu hören? Das schien ihm unmöglich; es mußte also ein anderer Eingang da sein; obgleich er nicht begreifen konnte, wo. Auch eins der sieben vergitterten Fenster, die oben an seinem Kerker hinfleßen, schien verschwunden zu sein. Er wußte gewiß, daß er sie am Abend vorher gezählt hatte; denn ihre Anzahl war ihm aufgefallen, so wie ihre eigenthümliche Form und die Unregelmäßigkeit der Zwischenräume. Aber er mußte sich dennoch geirrt haben; denn wohin sollte der Theil der eisernen festen Wand gekommen sein?

Der Tag ging traurig und trübe hin, doch nicht ohne schwache Hoffnung, daß er, wenn er sich nur während der Nacht wach erhalte, die Person sehen könne, die ihm Speise und Trank bringen würde. Der bloße Gedanke, daß ein lebendiges Wesen in seine Nähe kommen und er Gelegenheit haben werde, über sein Schicksal Kunde zu erhalten, gab ihm einigen Trost.

Die Nacht kam und Vivenzio wachte. Der Morgen kam, und Vivenzio sah mit staunender Verwunderung um sich. Er mußte doch geschlafen haben, ohne daß er es wußte. Der Schlaf mußte wie ein Dieb über ihn gekommen sein, als er vor Mattigkeit ganz erschöpft war; und in dieser Zeit fieberischen Schlummers war der Mann wahrscheinlich da gewesen; denn der Krug war mit frischem Wasser gefüllt und in der Schüssel stand die gewöhnliche Speise. Aber dies war nicht alles. Er zählte nur fünf Fenster. Diesmal täuschte er sich nicht und es war ihm klar, daß er sich auch am vorigen Tage nicht geirrt. Aber was soll das bedeuten? In welches geheimnißvolle, wunderbare Haus war er gekommen? Er stierte das Wunder an, bis seine Augen schmerzten; er konnte nichts entdecken, das es ihm enträthselte oder erklärte hätte. Daß es so war, wie er sah, wußte er; wie es aber geschehen, spannte er seinen Geist vergeblich auf

die Folter. Er untersuchte darauf die Thüre. Ein ganz einfacher Umstand überzeugte ihn, daß sie nicht geöffnet worden sei. Ein Strohhalm, den er am vorigen Tage daran gelehnt hatte, war noch in derselben Lage, obgleich er bei der leisesten Bewegung der Thürflügel hätte umfallen müssen. Es mußte also eine geheime, verborgene Maschinerie irgendwo in den Mauern sein, wodurch jemand in den Kerker herein kommen konnte. Er untersuchte sie auf das Geheueste, Sorgfältigste. Sie schienen ihm eine feste, kompakte Eisenmasse zu sein, oder so fein und künstlich zusammengefügt, daß kein Zeichen irgend einer Trennung zu bemerken sei. Von neuem besah und betastete er sie — bisweilen kam es ihm vor, als sei sein ganzer Kerker enger, schmaler und kürzer geworden; aber dies hielt er für eine durch das unteugbare Verschwinden der beiden Fenster entstandene Einbildung.

Mit unsäglicher Angst erwartete Vivenzio die Nacht und er nahm sich fest vor, sich nicht wieder von dem Schlafe verrätherisch beschleichen zu lassen. Statt sich auf sein Strohlager zu strecken, wie in den beiden vorhergegangenen Nächten, fuhr er fort, bis zu Anbruch des Tages in dem Kerker auf und nieder zu gehen und strengte seine Augen an, damit ihm ja nichts entgehe, was das Geheimniß erklären könnte. Nach seinem Dafürhalten war es ungefähr um zwei Uhr, als der Boden in eine leise zitternde Bewegung zu gerathen schien. Er stand still. Die Bewegung währte ungefähr eine Minute, sie war aber so unmerklich, daß er zweifelte, ob es Wahrheit sei, oder ob er es sich bloß einbilde. Er horchte. Kein Laut war zu hören. Mit einem Male fühlte er sich von einem Strome kühler Luft angeweht; er eilte dahin, woher er zu kommen schien und stolperte über etwas, das er für den Wasserkrug hielt. Der Luftzug war nicht mehr zu bemerken und als Vivenzio die Hände ausstreckte, stand er dicht an der Wand. Bewegungslos blieb er eine ziemliche Zeit lang stehen; aber es geschah weiter nichts, was seine Aufmerksamkeit hätte erregen können, obgleich er trotz seiner Müdigkeit fortwachte.

Das Nahen des Morgens zeigte sich zuerst durch die vergitterten Fenster, durch welche schwache Lichtschimmer fielen, während in dem Kerker noch überall dichtes Dunkel herrschte. Instinktmäßig oder von Furcht getrieben, warf er seine, vom Wachen brennenden Augen nach ihnen. Es waren nur vier. Er konnte bloß vier sehen, vielleicht stand aber etwas vor dem fünften, daß er es nicht bemerkte und er wartete mit Ungeduld, um sich davon zu überzeugen. Das Licht ward immer heller und stärker, erleuchtete jeden Winkel der

Zelle und der Unglückliche bemerkte noch mehr, was seine Verwunderung steigerte. Auf dem Boden lagen die Stücke des zerbrochenen Kruges, dessen er sich am vorigen Tage bedient hatte und unfern davon, aber näher an der Wand, stand jener, den er in der ersten Nacht bemerkte. Er war mit Wasser gefüllt und daneben die Schüssel mit Speise. Er war überzeugt, daß durch irgend ein mechanisches Hilfsmittel eine Oeffnung in der eisernen Wand entstehe und daß durch diese Oeffnung der Luftzug gekommen sei. Aber wie geräuschlos! denn hätte sich nur eine Feder bewegt, er würde es gehört haben. Von neuem untersuchte er die Wand, aber dem Gesichte und Gefühle nach schien sie aus einem Stücke zu bestehen, während Schläge daran auch die Vermuthung, sie möchte hohl sein, nicht bestätigten.

(Beschluß folgt.)



### Die Grobheit.

(Aus dem Französischen des La Bruyère.)

Die Grobheit ist ein gewisses rauhes, wildes, zurückschöpfendes Wesen, das bei dem Menschen, im Umgange mit ihm, in seinen Sitten, Handlungen und vornehmlich in seiner Sprache, sich äußert. Kommt ihr zu einem solchen auf die höflichste und gimpflichste Art, um Nachrichten über die Verhältnisse irgend einer Person einzuziehen, so wird er, statt eines genügenden Bescheides, den er euch zu ertheilen wohl auch im Stande wäre, euch vielmehr barsch, ungeschäm und trotzig mit den Worten abweisen: „Mich kümmern dergleichen Angelegenheiten nie, laßt mich darum in Frieden, und macht mir den Kopf weiter damit nicht warm.“ Begegnet ihr selben zuvorkommend mit einem freundlichen Gruße, er würdigt euch keiner Erwiederung desselben, er dankt euch nicht dafür. Gefällige Zuvoorkommenheit, freundliche Aufnahme läßt sich wohl von ihm nie erwarten; der Schimpf oder Demüthigung und Beleidigung vielfältig erfahren mag, der geselle sich nur zu ihm. Ja selbst mit Geschenken vermögen wir ihn nicht verbindlich zu machen, ihn nicht umzustimmen. Wir glauben ihm eine Freude damit zu machen, allein wir werden bald den Verdruß haben, uns in unserer Meinung geblöckelt getäuscht zu sehen; denn er wird sicherlich dabei ganz kalt und gleichgiltig bleiben, keine freundliche Miene dabei blitzen lassen, oder gar selbe schände von sich weisen. Dabei ist er aber sehr empfindlich für

Beleidigungen, die ihm widerfahren; durch das geringste Versehen gegen ihn ist er gleich augenblicklich höchst beleidigt, und trägt auch dann den Groll und Haß dem, der ihm so zu nahe getreten, zeitweils nach; welchen dieser aber ganz heizulegen, zu tilgen nie mehr im Stande sein wird. Bei einer Gaben-Sammlung, Veranstaltung zu irgend einem guten Werke, wende man sich nur nicht an ihn; denn er wird schonungslos den verlangten Beitrag mit frecher Eitelkeit versagen, und selbst dem Angeesehensten, der ihn darum anspricht, gar den Rücken kehren, und ihn mit leeren Händen beschämt von sich gehen lassen. Wenn man mit ihm in näher Berührung steht, so ist man Schimpf und Unglimpf fortan ausgesetzt. Bei der geringsten Veranlassung, dem kleinsten Umstande, wenn etwas nicht seinem Sinne nach gehet, artet er auch gleich aus, und geräth in den heftigsten, wildesten Angestüm; er poltert, er schilt, er flucht dann, und nichts kann ihn bezähmen, nichts beruhigen, noch besänftigen. Demenige verachtet gewiß auch seine Gunst, der ihn auf sich einige Zeit warten läßt; er hingegen wird bei Zusammenkünften zuverlässig der letzte sein, und am längsten auch auf sich warten lassen. Wo er in einer Gesellschaft sich befindet, da wird er immer seine Eigenheiten behaupten; immer nur das Ausgefallene, Sonderbare vornehmen und thun wollen. Ihn spricht das nie an, wofür die Stimme aller spricht; er hat seine besondere Freude nur daran, immer vom Allgemeinen sich auszuschließen, immer von der Regel eine Ausnahme zu machen. Nichts vermag dann aber auch mehr seinen Sinn zu beugen, noch ihn zu bewegen, sein Vorhaben wieder aufzugeben, oder gar dem Willen anderer nachzugeben, sich nach dem Willen anderer zu richten. Ja selbst gegen die Gottheit sich gefällig zu bezeigen, liegt nicht in seiner Art; er denkt weder daran gottgefällige, verdienstliche Werke zu üben, noch besonderer Tugenden sich zu befeißigen; und thut und handelt daher überhaupt vollkommen auch also, als habe er gleichsam nach Gott und der Welt nichts zu fragen.

W. Ellenberger.

---

Der Modenkourier. Nr. 6 und 7.

(Paris, 25. Januar 1830.)

1. Der Ball in der Opera, auf den so große Vorbereitungen in den Toiletten, in den Anordnungen des Luxus gemacht wurden, und auf den die Erwartungen so hoch gespannt waren, hat

am letzten Sonnabend stattgefunden. Was man sich nur Glänzendes an Dekorationen und Anzügen denken kann, mangelte diesem brillanten Feste nicht im Geringsten. Hier war Luxus in dem Schmuck der Damen, Luxus in den Verzierungen des Saales, Luxus in der Menge, die hier während der ganzen Nacht wogte. Es war ein wirkliches, den Franzosen würdiges Nationalfest; denn Wohlthätigkeit und Vergnügen reicheten sich hier die Hände.

2. Auf diesem Balle verdienten die Haarcouffüren einer besondern Beachtung; denn nie sah man trefflichere, nie künstlicher zusammengefügte Haarbauten. Die Blumensengel, welche sich in den Haarschalen erhoben, die Edelsteinzweige, welche sich grazios auf den Locken wiegten \*), und die Perlen, welche die Tressen umgaben, und die Federn, die Blumen und die Reiher — Alles war mit einem vollendeten Geschmak angebracht und verrieth, die Meisterhände eines Hippolyte, eines Arabin und so vieler anderer berühmten Couffeurs, welche ihrer Kunst so mächtige Thaten französischer Eleganz zu verleihen wissen.

3. Es gab eine unendliche Menge Kleider von Krepp, von allen Arten Gaze, gestrikter Tulle. Im Allgemeinen sah man wenig Garnirungen, aber viele Blondes um den Leib und auf den Nerkeln. Die Barretärmel stritten um den Vorrang mit den kurzen Haushärmeln mit doppelten Kreislern.

4. Man gewahrte viele Kleider von reichen Stoffen, als von Moire-Sammet, Isphah-Sammet, Atlas, broschirtem Gros des Indes &c. Diese Kleider mit weißen Blondes oder mit kurzen Nerkeln, mit Barrets oder Turbans, mit reichem Geschmeide von Edelsteinen oder Diamanten, bildeten den Anzug des größten Theils der Damen, welche nur in die Loge kamen, um durch einige Augenblicke den Glanz der Schönheit zu genießen.

5. Dreivierteltheile der Leibchen waren auf der Brust drapirt und Blonde-Mantillen waren durch Schleifen auf den Schultern befestigt. Auf den Aermeln war manchmal eine zweite Blonderei unter der Mantille angebracht die den ganzen Aermel bedekte.

6. Auf dem Hofkonzerte trug die Königin ein schwarzes Sammetkleid mit goldenen Blumen bemalt, ein Barret von

\*) Wäre die Marquise de Loulé (Schwester Don Wiguels), sagt ein Pariser Blatt, nicht nach Brasilien abgereist, so hätte sich auf dem Speerball keine Dame, in Hinsicht der Anzahl der Diamanten und der Verschiedenheit der farbigen Edelsteine, mit ihr messen können.

Goldtuch mit Espirits, eine Binde von Diamanten und Smaragden, einen ähnlichen Schmuk.

7. *Mlle. d'Orleans*: Ein karmesinrothes Sammetkleid, eine Blonde bis zum Knie, ein Barret von Silbergaze und karmesinrothem Sammet; Schmuk von Türklisen und Diamanten.

8. Die jungen Prinzessinen: Kleid von himmelblauem Moire, nichts unten, blos mit einer Blonde auf dem Leib; Diamanten um den Hals und auf den Haaren.

9. *Mad. Patri*: Ein origineller Schmuk; Atlaskleid mit goldenen Knöpfen, Schleißen auf den Schultern, wie bei den Vagen, von braunrothen Atlasbändern; in den Haaren braunrothe Levkojen und gelbe Dalias.

10. *Mad. Rothschild*: Rosenrothes Atlaskleid mit einer großen Blonde unten; rosenrothe Marabouts und Diamanten in den Haaren.

11. *Mad. C.*: Ein prachtvolles Atlaskleid mit einer großen Blonde unten, das Leibchen mit Blondem garnirt; weiße Marabouts und Diamanten in den Haaren.

12. *Mad. D.*: Gazekleid mit gestiketen Zeichnungen von kastanienbrauner Seide, ein Goldnetz zur Seite, Goldährenguirlande.

14. Der größte Theil der Damen war im Weißen und hatte viele Federn, mit Blumen und Diamantenzähnen untermischt, auf dem Kopfe.

15. Der Kronprinz, welcher gern tanzt, blieb auf dem Balle, welchen der österreichische Gesandte, Graf Appony, gab; von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens. — Auf demselben Ball trug eine Dame einen Hut, welcher jenen der Königin auf dem letzten Konzerte glich, nur mit dem Unterschied, daß die Diamantenschmuck unter dem Schirm en feston gefaßt war.

15. Ball Anzug der jungen und schönen *Marquise de L. C.*: Weißes Kleid von Krepp-Noiré, in der Höhe des Knies mit einem breiten gearbeiteten Silberstreif garnirt. Leibchen mit einer Blondemantille. In den Haaren eine Guirlande oder ein Kranz von Quersreifen, Hut von vermischten Blumen (*chapeau en fleurs mélangés*) genannt. Man kann sich keine Idee von der großen Anzahl dieser Hüte machen, die seit einiger Zeit in Paris verfertigt wird.

16. Bei dem Ausgange aus der Oper trugen neulich zwei Damen Mäntel mit Hermelin eingefast, eben so war auch ihre *Perlerine*. Einer dieser Mäntel war von rosenrothem Atlas.

17. Ein Mantel von weißem Cachemire hatte Kolonnen-Stilleerei, die Vögel und Blumen vorstellte.

18. Es gibt junge Leute, welche auf dem Balle eine Sammet- oder Atlas-Weste anziehen, die mit einer Franse eingefast ist.

---

M o d e n b i l d. Nr. 7.

Pariser Anzüge vom 20. Januar. Sammethut mit Federn. Merinos-Kleid mit Eindrücke von Sammet (*impression de velours*).

---

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.